

Bonne Nuit, Papa

Marina Kem

Die DDR vergab jährlich Stipendien für ausgezeichnete ausländische Abiturient*innen, damit diese in der DDR studieren konnten. 1965 erhielt auch der Kambodschaner Ottara Kem ein solches Stipendium und verließ als 19-Jähriger für immer sein Land.

Seine Tochter Marina Kem hat sich nach dem Tod ihres Vaters auf eine Spurensuche in seiner Heimat gemacht.

1 Chantrei

Ich erinnere mich. Die dunkelgraue Umhängetasche war längst zu einer Ablage für meinen Arm geworden. Nach Stunden in dem vollgepackten Kleinbus hatte ich sämtliche angenehme Sitzpositionen ausgeschöpft. Gedankenlos stützte ich mich auf das feste Innenleben der Tasche und ließ die goldgelbe Landschaft vorbeihüpfen. Bis zum Horizont erstreckten sich abgeerntete Reisfelder. Ab und an standen Menschen mit Fahrrädern am Straßenrand und hielten sich karierte „Kramatücher“ vors Gesicht, um nicht den dichten Staub einatmen zu müssen, den der Kleinbus aufwirbelte. Mit Augen, die knapp über den Tüchern hervorschauten, sahen sie zum Bus. Sie waren extra von ihren Rädern abgestiegen, um sich die Tücher vollständig vor das Gesicht zu ziehen. Ich schaute ihnen nach, bis sie am Bildrand des Fensters verschwanden. Sie sahen genau so aus, wie Fotos in Reiseführern die ärmere Bevölkerung festhielten. Der Kleinbus bäumte sich plötzlich auf und landete in gefährlicher Schiefelage. Gepäckstücke verrutschten und auch die dunkelgraue Umhängetasche drohte vom Sitz zu fallen. Mit beiden Händen musste ich die Tasche vorm Absturz bewahren. Da kehrte auch schlagartig mein Bewusstsein zurück. Der schwere, einzige Gegenstand in der Tasche, der geformt war wie ein riesiges Ei, war die Urne meines Vaters. Das Land ringsum Kambodscha. Der Kleinbus rumpelte durch die Provinz Svay Rieng zu einem Dorf namens Chantrei nahe der vietnamesischen Grenze, dem Geburtsort meines Vaters. Und nun auch Ort seines Begräbnisses.

Mein Vater starb fern seiner Heimat. Nach 43 Jahren im Exil, an einem Januar-Morgen im winterkalten Deutschland. Am Ende seines Lebens wünschte er sich, in Kambodscha begraben zu werden. Er sagte: „*Bringt mich zurück nach Hause*“.

Zum Zeitpunkt der Reise war ich 33 Jahre alt. Wir waren zu viert aus Deutschland gekommen, um die Urne nach Kambodscha zu bringen. Mein Freund Oliver und meine jüngeren Schwestern Devi und Viry. Wir reisten zu einer unbekanntem Zeremonie, zu fremden Verwandten, deren Sprache wir nicht sprachen. Wir waren ohne Übersetzer da. Ohne Kulturübersetzer.

Ich erkannte den Weg wieder aus einer Geschichte meines Vaters. Er hatte Erinnerungen aus seinem Leben aufgeschrieben. Auf Deutsch. Er sprach dort von sich distanziert und poetisch in der dritten Person.

„Die Straße von der Provinzhauptstadt zu seinem Dorf war eine Piste, die aus unendlichen Schlaglöchern bestand. Der klapprige Bus hielt überall dort an, wo Zusteiger am Straßenrand standen. Alle wurden mitgenommen. Für mutige Trittbrettfahrer und Passagiere auf dem Dach gab es Rabatt. Ein paar Jahre war es inzwischen her, dass er das Dorf verlassen hatte, um auf die Oberschule in der Stadt zu gehen. Er kam immer nur einmal im Jahr in den Schulferien. Jedesmal bei der Rückfahrt zu seinem Geburtsort war er aufgeregt, wenn er die ersten Baumkronen seines Dorfes erblickte. Er konnte von den Einzelheiten der so vertrauten Landschaft seiner Kindheit rechts und links der Straße nicht genug bekommen.“

Die Hitze lässt die Luft zittern. Volle, angefüllte Luft. Es ist gleichzeitig feucht und staubig, die Sonne brennt senkrecht. Es ist Mittagszeit. Wer kann, flüchtet sich in den Schatten. Chantrei ist ein langgezogenes Straßendorf. Beim Näherkommen riecht es nach Holzkohle-Feuer und gebratenem Gemüse. Der Staub ist überall. Die Dorfbewohner sitzen gruppenweise im Kernschatten ihrer offenen Holzverandas und essen zu Mittag. Die Schulkinder haben ihre Schuluniformen dafür ausgezogen. Fahrräder lehnen an Gartenzäunen, Palmen und Schuppen. In der Sonne glänzen die bunten Wellblechdächer. Es ist friedlich. Auf der einen Seite der Straße liegen die Reisfelder, auf der anderen Seite war einst der Regenwald. Mein Vater schrieb:

„Zu Hause angekommen, war er durch die optische Täuschung seines Geburtshauses enttäuscht. Es kam ihm so vor, als ob das Haus viel zu klein war. Zwei bis drei Tage brauchte er, um sich an die wahre Größe zu gewöhnen. Etwa sieben Kilometer hinter dem Haus erstreckten sich die ersten Ausläufer des Regenwaldes. Es gab einen Fluss mit vielen fischreichen Seitenarmen. Wieviele Fische er dort geangelt hatte und wieviele glückliche Stunden er mit Gleichgesinnten in diesem Wald verbracht hatte, vermag er nicht aufzuzählen. Sein Vater hatte ihm erzählt, der Regenwald sei unberechenbar. Darin verbergen sich viele Gefahren. Tiger, Königskobras und Krokodile. Und noch aus einem anderen Grund war es nicht ratsam, tiefer in den Wald vorzudringen, denn ein paar Kilometer weiter verlief der berühmte Ho

Chi Minh Pfad an der Grenze zu Südvietnam. Jenseits der Grenze, ganz deutlich vom Dorf aus zu sehen, stand ein Berg, den die Amerikaner „Black Virgin“ nannten. Vom Berg aus kontrollierten sie am Tage die Versorgungswege der Vietcong. Sie bombardierten und streuten nach Lust und Laune das Entlaubungsmittel. In der Nacht übernahmen die Vietcongs die Initiative. Vom Dorf aus konnte er ganz deutlich die Kampfhandlungen mitverfolgen. Durch die Leuchtraketen waren die Nächte ganz hell, heller als der Vollmond.“

Zu diesem Zeitpunkt, Anfang der 1960er Jahre, war der Vietnamkrieg noch nicht auf Kambodscha ausgedehnt und die Erinnerungen meines Vaters an das entfernte Spektakel reihen sich neben andere Erinnerungen aus seiner Kindheit, z.B. an seinen Vater. Der Patriarch Hun Kem war der Schuldirektor der Dorfschule. Über ihn schrieb mein Vater.

„Der Vater war autoritär. Er duldete keinen Widerspruch. Außerdem vertrat er die Meinung, seine Kinder müssen Vorbilder für andere Schüler sein. Die Prügelstrafe war damals noch nicht abgeschafft. Seine Strafbefehle waren alle auf französisch, zum Beispiel „A genoux! Bras latéraux“, zu deutsch „Auf die Knie! Arme waagrecht halten“. Woher er diese Strafbefehle hatte, war schleierhaft. Vielleicht hatte er in seiner Jugend auch solche Befehle ausführen müssen.“

2 Weltenwechsel

Mein Vater wurde ein vorbildlicher Schüler. Für sein sehr gutes Abitur wurde ihm 1965 ein Stipendium für ein Studium in der DDR angeboten. Er war 19 Jahre alt. Als jüngster von fünf Geschwistern hatte er noch nie eine eigene Entscheidung treffen müssen oder dürfen. Seine Eltern, Geschwister und viele Tanten und Onkel hatten bisher auf ihn geachtet und sein Leben bestimmt. Mein Vater war jung, aber voller Abenteuerlust. Das Studium in der DDR wird beschlossen. Mein Vater nimmt das Stipendium an, das ihm das Leben retten wird.

Am 17. September 1965 bringt die Familie meinen Vater zum Flughafen Pochentong. Mit Krawatte und dunkelblauem Anzug tritt er die Reise in sein anderes, fernes Leben an. Er wird nur einen von denen, die ihn zum Flughafen bringen, je wiedersehen. Daramuni Kem, damals sechs Jahre alt, ein Neffe meines Vaters.

„Am Morgen seines Abflugs nach Deutschland haben wir ihn mit vier Autos zum Flughafen begleitet. Ich erinnere mich noch daran, dass er mich in den Arm genommen hat. Er trug mich. Er sagte, er muss sich jetzt von mir verabschieden. An der Treppe setzte er mich wieder ab. Er wollte meine Hand gar nicht wieder loslassen.“

Keiner der Familie Kem war bis dahin im Ausland gewesen. Die Welt, vor allem Europa, war ihnen in Form von Zeitungsbildern, Kinostarlets oder durch

die herrischen Umgangsformen reicher Touristen, Lehrer und Kolonialbeamten begegnet. Wie viel wusste mein Vater wohl vom geteilten Deutschland? Wie viel wusste er vom Leben in der DDR? In seinem Tagebuch hielt er die Reise fest.

„Das Flugzeug TU 104 Tupolev hebt von Phnom Penh um 12:10 Uhr ab und landet in Rangoon. Dort kaufe ich für 1 Pfund 4 Postkarten und einen Holzlöwen. Die Verkäuferin ist hübsch. Ich frage sie, ob ich ihren Namen erfahren darf. Er ist Miss Irene. Die nächste Station ist in Bombay. Der Flughafen ist schrecklich. Ich bereue schon, dass ich das Pfund in Rangoon ausgegeben habe. Dann kommt Bahrain in Arabien und dann Kairo. Ein wunderschöner Flughafen und eine große Stadt. Nach 4 Stunden Flug kommen wir in Prag an. Danach geht es mit dem Zug weiter. Erst nach Berlin und von dort aus nach Leipzig. Wir sind zweieinhalb Tage unterwegs.“

In Leipzig studierte mein Vater wie alle anderen ausländischen Studenten ein Jahr lang im Herder-Institut die deutsche Sprache. Das Institut war eine Art Babel in der DDR. 1965 lernten und wohnten dort Studenten aus 110 verschiedenen Nationen. Sozialistische und nichtsozialistische. Ein wildes Durcheinander und Miteinander an Sprachen, Bräuchen, Religionen und Temperamenten. Mein Vater schreibt darüber kein Wort in sein Tagebuch. Ich verabrede mich mit Dr. Thonevath Pou, der im gleichen Jahr aus Kambodscha kam und mit meinem Vater befreundet war. Lebhaft erzählt mir der fast 70-jährige Germanist, wie sich diese erste Zeit angefühlt hat.

„Wir waren so jung. Alles war neu. Das Essen, die Umgebung, die Stadt, die Menschen. Ich kann mich noch an das erste Bier erinnern. Alle haben Bier getrunken und die Kambodschaner haben sofort nach dem ersten Glas ein rotes Gesicht bekommen.“

Ich frage ihn, ob er sich daran erinnert, ob mein Vater Heimweh hatte.

„Wir haben nicht darüber gesprochen. Aber ich glaube, in der ersten Zeit war alles so aufregend und neu, dass man keine Zeit hatte, Heimweh zu haben.“

Mein Vater schrieb stattdessen einen Satz in sein Tagebuch, der ein ganz neues Kapitel für ihn aufschlug.

„Mit den jungen Mädchen der DDR kann man sehr leicht flirten.“

3 Trennung

Am Ende seines Lebens lädt er uns Töchter dazu ein, Stationen seines Weges zu verstehen. Gemeinsam sortieren und beschriften wir Fotos aus Umzugskisten, die wir nie zuvor gesehen hatten. Wir sitzen um sein Krankenlager und hören

in gelöster Stimmung seinen Anekdoten zu. An diesen wenigen Tagen lernen wir mehr über sein Leben als in all den Jahren davor. Und irgendwann fallen sie auf, die vielen schwarz-weißen Mädchenporträts, die wir immer wieder aus den Kisten ziehen. Zu diesen Fotos sagt unser Vater nicht viel. Er schmunzelt vor sich hin. Wir stecken die Mädchen in ein eigenes Fotoalbum. Widmungen auf den Rändern und Rückseiten der Fotos zeugen von sehnsuchtsvollen Wünschen. „Damit Du mich nicht vergisst.“, „Schreib mir bitte.“, „In schöner Erinnerung“, „In Liebe ...“ „Deine Sonja, Marion, Helga ...“ usw. Aus dem schüchternen jungen Kambodschaner hatten die nach Exotik hungrigen jungen DDR-Frauen einen Mädchenschwarm gemacht.

Zeitgleich verschlechterte sich die Situation in Kambodscha. Der Krieg der Großmächte hatte sich von Vietnam auch auf Kambodscha ausgedehnt. Den Kontakt zur Familie hielt mein Vater über Briefe aufrecht. Sein großer Bruder Dara, ein staatlicher Zollbeamter, schickte ihm regelmäßig Nachrichten, Ratsschläge und Ermutigungen.

Phnom Penh, Mai 1972

Mein lieber, kleiner Ottara,

ich habe mich nach vielen Monaten ohne Nachricht von Dir sehr darüber gefreut, dass du die Prüfungen zum Diplom-Ingenieur bestanden hast und dass du gewillt und fähig genug bist, das Studium fortzusetzen, um den Titel Doktor Ingenieur zu bekommen. Ich möchte, dass Du noch weiter studierst, bevor du zurückkommst und unserem Land dienst.

Mein jüngerer Bruder, das Leben der Menschen ist nicht beständig. Unser Herr Vater hat bereits vor einem halben Jahr die Welt verlassen. Er hat nicht gelitten. Es war wie bei einer Lampe, die kein Öl mehr hat. Ich schreibe dir die Nachrichten erst jetzt, denn jetzt hast du die Prüfungen bereits bestanden. Ich habe die Nachrichten zurückgehalten, weil ich Angst hatte, dass du sehr leiden würdest und nicht mehr lernen könntest. Dadurch hättest du aber keine Zukunft mehr gehabt.

September 1973,

Lieber Bruder,

wir denken ständig an dich. Wir alle hier in der Ferne freuen uns sehr darüber, dass du so entschlossen bist, dein Studium zum Dokortitel fortzusetzen. Wir sind unheimlich stolz auf dich, denn wir sehen, dass du das Licht für unsere Familie in der Zukunft bist.

Da ich nun der älteste bin, habe ich im Namen der Familie die Aufgabe, die jüngeren Geschwister anzuleiten. Es geht um folgende Sache. Wenn du nach dem Dokortitel wieder zurückkommst, möchte ich, dass du die jüngere Schwester meiner Frau heiratest. Sie heißt Fräulein Prak. Die Menschen ihrer Familie sind korrekt, ehrenwert, sie wissen, was falsch und was richtig ist. Was Fräulein Prak angeht: sie ist schön und charakterlich so vollkommen wie meine Schwiegermutter.

August 1974,

Unser Leben ist ständig schwieriger geworden. Es überwiegt die Trauer gegenüber dem Wohl. Unser Land ist im Krieg und wir wissen nicht, wann es wieder Frieden geben wird. Das Leben ist nicht sicher, jeden Tag fallen Geschosse. Jederzeit kann man sterben. Es gibt keine Hoffnung, dass wir wie früher genügend zum Leben haben werden. Du möchtest uns sehen, aber wenn du uns siehst und wir keine Zukunft für dich finden, was bringt das? Wenn Du mit dem Studium fertig bist, suche eine Möglichkeit, in dem fremden Land zu bleiben. Komm nicht zurück.

Dein Bruder Dara



Da unter den Roten Khmer sämtlicher Privatbesitz, insbesondere Fotos, vernichtet wurde, gibt es kaum noch Bilder aus der Zeit davor. Durch die Briefe in die DDR an Ottara Kem blieben sie erhalten. Hier das einzige Familienfoto, das es noch gibt. Es zeigt die Familie von Dara Kem, dem großen Bruder Ottara Kems. Foto: Marina Kem.

Dies ist das letzte Lebenszeichen, das mein Vater von seiner Familie erhielt. Als die Roten Khmer am 17. April 1975 endgültig die Herrschaft im ganzen Land übernahmen, wurde die Familie Kem als Feind eingestuft, als „Neues Volk“, das keine Daseinsberechtigung mehr hatte. Die Geschwister, Tanten und Onkel meines Vaters waren Lehrer, Staatsbeamte oder Soldaten der Vorgängerregierung gewesen, sie wurden samt ihrer Kinder in Lager deportiert, nur wenige überlebten.

Daramuni Kem steigen Tränen in die Augen. „*Ich denke jeden Tag und jede Nacht an diese Zeit.*“ Seine drei jüngeren Geschwister, seine Mutter und sein Vater wurden von den Roten Khmer ermordet. Er blieb als einziger übrig. Dara-

muni ist der Sohn von Dara, meines Vaters geliebter großer Bruder. Daramuni ist heute 58 Jahre alt. Er wohnt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in einem bescheidenen Holzhaus.

„Die Zeit nach den Roten Khmer ist in meiner Erinnerung undeutlich. Die dreißig Jahre sind irgendwie verschmolzen, ich kann nicht mehr genau sagen, wann was war. Aber die vier Jahre unter Pol Pot sind glasklar. Ich kann mich an jeden Tag genau erinnern.“ Daramuni wurde Zeuge grausamster Handlungen. Er war 16 Jahre alt, als die Terrorherrschaft begann. Jeden Tag musste er mit seinem eigenen Tod rechnen. Er wurde in eine der berüchtigten „Mobilen Einheiten“ gesteckt, in denen die schwersten Arbeiten verrichtet wurden. Es wurde willkürlich getötet und gefoltert. Daramuni schaffte es zu überleben. Seine Güte, Weisheit und Herzlichkeit nach all der Zeit wirken wie ein Wunder auf mich.

„Gewalt kann nicht mit Gewalt besiegt werden. Wir sind Buddhisten. Wir haben ein Sprichwort: „Wenn ein Blutegel dich beißt, dann sollst Du nicht zurückbeißen.“ Jeder muss lernen, selbst zu denken. Ich habe mit meinen Kindern darüber gesprochen, was die Roten Khmer mit uns gemacht haben. Sie sollen wissen, dass die Pol-Pot-Zeit keine Erfindung ist, sondern die Wahrheit. Ich möchte, dass sie selber denken können und von Politikern nicht überredet werden können, so etwas zu tun. Damit so etwas nicht wieder passieren kann.“

4 Verlängerter Aufenthalt

Plötzlich war alles anders für meinen Vater. Die Verbindung in seine Heimat war gekappt, diese lebenswichtige Ader, die ihn gestützt, genährt und geführt hatte. Diejenigen, die ihn ins Ausland geschickt hatten, für die er so fleißig gelernt hatte, waren nicht mehr zu erreichen. Mit einem Mal war er losgelöst von seinem Land, seiner Familie, seiner Kultur. Trotz der Angst, eventuell den Roten Khmer ausgeliefert zu werden, denn die DDR-Richtlinie war nicht von Anfang an klar gegen das Regime, blieb mein Vater als einer von sehr wenigen Kambodschanern in der DDR und beendete seine Doktorarbeit.

Beim Sortieren der Dokumente stoßen wir auf die in braunes Leinen gebundene Arbeit mit dem substantivlastigen Titel „Ansätze zur Selektion und Quantifizierung von Wechselbeziehungen zwischen Objektanforderungen und Standortgegebenheiten, sowie Algorithmen für die Lösung der erweiterten Objekt-Standort-Zuordnungsproblematik“. Unser Vater schmunzelt uns Töchtern aufmunternd und stolz zu. Er war ein Ingenieur geworden. Den Zeugnissen und Berichten seiner ehemaligen Kollegen nach ein sehr guter, einfallsreicher Ingenieur. Er arbeitete im Kombinat „Fortschritt Landmaschinen“ in der Forschungsabteilung am „Staatsplan zur Automatisierung der Variatorenmontage“.

Kambodscha



Ottara Kem kam 19-jährig aus Kambodscha mit einem Stipendium in die DDR zum Studieren. Was er bei der Abreise nicht ahnte, er würde 34 Jahre lang seine Heimat nicht wiedersehen. Hier ist der Maschinenbau-Student in den 70er Jahren beim Sommerurlaub an der Ostsee. Foto: Marina Kem.



Die junge Familie Kem in Bretinig, einem Dorf in Sachsen. Ottara Kem war der einzige Ausländer im Dorf. Zur Bevölkerung war er stets höflich und korrekt, doch hinter verschlossenen Türen sagte er, er wohne im „Tal der Hässlichkeit“. Foto: Marina Kem.

Parallel dazu lernte er unsere Mutter kennen. Sie gründeten eine Familie und heirateten. Mein Vater war nun offiziell Teil einer deutschen Familie. Die Eltern und Geschwister meiner Mutter nahmen ihn freundlich auf und nannten ihn „Otto“. Doch wie sehr war das ein Weg, den er freien Herzens ging? Wäre sein ursprünglicher Plan aufgegangen, wäre er schon längst, als Doktoringenieur, in ein aufstrebendes Kambodscha zurückgekehrt. Doch dieses Land gab es nicht mehr. Ab 1979 erschienen in DDR-Zeitungen verschiedenste Artikel über die Gräueltaten der Kommunisten. Mein Vater musste davon ausgehen, dass auch seine Familie ermordet worden war. Etwas Dunkles legte sich über ihn. Mehr und mehr zog er sich zurück und sprach immer weniger. Unsere Familie zog in ein Dorf in Sachsen. Mein Vater war dort der einzige Ausländer. Zwischen meinen Eltern nahmen die Spannungen zu. In der Woche, in der Tschernobyl in die Luft flog, ließen sich meine Eltern scheiden. Meine Mutter bekam das Erziehungsrecht und mein Vater zog aus.



Dr. Ottara Kem 1999 auf dem Balkon seiner Wohnung in Dresden. Nach der Wende, 1991, nahm er die deutsche Staatsbürgerschaft an. Foto: Marina Kem.

Ein paar Jahre später, mit der Wende, kam der nächste Schicksalsschlag. Das „Fortschritt“-Kombinat wurde abgewickelt. Mein Vater kann zwar für zwei Jahre noch für ein Ingenieurbüro arbeiten, danach ist auch er arbeitslos. Die 1990er Jahre sind keine guten Jahre für Maschinenbau-Ingenieure. Mein Vater zieht sich in seine Dresdner Einraumwohnung zurück. Mehrere Jahre spricht er mit fast niemandem. Er beschreibt diese Zeit wie eine Diagnose.

„In der Stille der Nacht wälzte er sich von einer Seite zur anderen, verloren in düsteren Gedanken, ohne Schlaf zu finden. Wie war es dazu gekommen, dass er nach dem reibungslos und vielversprechenden Aufstieg so erbärmlich strandete? Die langen Jahre der Beschäftigungslosigkeit machten ihn, der sonst Ehrgeiz und Strebsamkeit gewohnt war, zu einem menschlichen Wrack. Von dem ehemals kreativen Denker war nur noch ein depressiver Chaot geblieben. Orientierungslos, unsicher und seelisch gelähmt. Nicht ohne Bitternis verdrängte er dieses ausweglose Thema und versuchte sich an die schöne Zeit in seiner Jugend zu erinnern, um einschlafen zu können. Dabei betrog er sich selbst, indem er manche Ereignisse idealisierte. Nicht ohne gewisse Wehmut murmelte er in der Stille der Nacht: „Magnolie, Du warst so zart und so süß.“

Wie groß war der Schatten, der in sein Leben ragte? Wie viel Ungeklärtes und Unausgesprochenes lauerte da? So viel Hoffnung und Leben erstickt. Ein Monster hatte ihn um die Liebe zu seiner Familie, zu seiner Kultur, zu seinem Leben gebracht. Er war in ein Schattenreich entschwunden, ein Reich, in dem Fragen keine Antworten bekamen und Zwiegespräche einsam waren. Und dann kam die Diagnose. Lungenkrebs. Die Krankheit verlief typisch. Chemo. Kurzzeitige Verbesserung der Lage, Rückkehr der Krankheit. Chemo. Kollaps. Abbruch der Behandlung. Hospiz. Eines Abends sagte er uns Töchtern:

„Im nächsten Leben gehe ich nicht mehr zur Schule. Das Lernen, die Sprachen, das lohnt sich alles nicht.“

5 Abschied

Ich erinnere mich, dass mein Vater mir kein Khmer beibringen wollte. Er meinte, dass ich diese Dschungelsprache niemals brauchen würde. Ich würde nicht nach Kambodscha kommen. Er versuchte mir stattdessen, Französisch beizubringen, doch die sprachgewaltige deutsche Übermacht aus Mutter, Freunden und Schule löschten nach und nach auch diese Vokabeln. Allein der allabendliche Gutenachtgruß blieb jahrelang französisch: „Bonne nuit, Mama!“, „Bonne nuit, Papa!“

Die Pagode von Chantrei. Wir waren angekommen. Der Abt des Klosters, ein für kambodschanische Verhältnisse stämmiger Mann, sitzt in seiner orangenen Robe auf der Veranda des Hauptgebäudes und isst zu Mittag. Er schafft es, mit seiner freundlichen Art unsere Unsicherheit zu nehmen. Obwohl es so viele Regeln gibt, wie man sich in Gegenwart eines Mönches verhalten soll, habe ich nicht das Gefühl, etwas so falsch machen zu können, dass es ihn verärgern würde.

Die Verwandten haben eine große Begräbniszereemonie für meinen Vater vorbereitet. Etwa 100 Familienmitglieder und Dorfbewohner sind gekommen.

Alle sind weiß-schwarz angezogen. Die Pagode und die Stupa sind mit Bändern und Blumen geschmückt.



Regisseurin Marina Kem zwischen ihren kambodschanischen Cousinen.
Auf der Suche nach dem Leben ihres Vaters fand sie eine neue
Familie. Und eine neue Identität. Foto: Marina Kem.

Ich bin beeindruckt von der entspannten Atmosphäre. Es herrscht keine drückende Stimmung der Strenge, wie ich es von deutschen Beerdigungen kenne. Ich höre fröhliche Stimmen und Gelächter. Man gibt mir zu verstehen, dass die Verwandten sehr froh sind, dass unser Vater hier beerdigt wird.

Eine Prozession wird gebildet. Eigentlich soll ich als älteste Tochter die Urne tragen, doch etwas lässt mich innehalten. Ich wende mich an meinen Cousin Daramuni, frage ihn, ob er bereit wäre, die Urne seines Onkels zu tragen. In diesem Moment weicht alle Last von mir. Etwas ist zurückgegeben. Mein Cousin trägt die Urne und ich spüre, wie er nicht nur meinen Vater zu Grabe trägt, sondern auch seine eigenen Eltern. Mein Vater ist der erste seiner Generation in der Familie, der richtig, mit allen Segnungen, beerdigt werden kann. Der Abschied von ihm wird nun auch ein Abschied von all jenen, die unauffindbar, ohne Segen, anonym immer noch auf den Killing Fields liegen. Die Tränen sind keine heimlichen. Und die Gebete haben Zuversicht. Die Familie ist um ein Stückchen näher zusammengekommen und kann weiter heilen.

Bonne nuit, Papa. Ruhe sanft und in Frieden.